



John E. Granger, 1922

... und weil sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute. Märchen haben zwar an Wirkmacht verloren – unter anderem an die Eiskönigin Elsa –, aber erzählt und vorgelesen werden sie weiterhin. Die alten Geschichten voller Grusel und Grausamkeiten. Oft mit der Brutalität eines Psychothrillers in Szene gesetzt. Am Ende aber, an jedem Ende noch jeden Märchens, wird alles gut. Und dies nur, weil das Gute stärker ist, als alles Verwerfliche, was die Welt vorzuweisen hat. Vorausgesetzt, man hält sich an die Regeln des Anstands und ist bereit, Opfer zu bringen. Jedem Märchen wohnt eine Moral inne. Die kann sehr verquer sein – wieso kommt das offensichtlich kinderliebende Rumpelstilzchen nicht zu seinem Recht? – aber sie steht in großen Lettern und unverrückbar da. Ohne Fleiß kein Preis, flüstert die Goldmarie. Hochmut kommt vor dem Fall, tönt König Drosselbart. Freiheitsberaubung wird bestraft, frohlockt Rapunzel. kg

Die kostenlose Empathie der Frauen

Oder eine kurze Geschichte der notwendigen Doppelmoral

SIGRUN MATTHIENSEN

Frauen kümmern sich: Um Kinder, Kranke, Alte, Hilfsbedürftige, unterbezahlt oder unbezahlt und wenn sie schon dabei sind, kümmern sie sich auch um Wäsche, Einkauf, Geburtstagsgeschenke und anderes. Das war so, das ist so, und an vielen Tagen fühlt es sich so an, als würde es auch immer so sein. Immerhin, mittlerweile gibt es zu dieser geschlechtsspezifischen Arbeitsverteilung Statistiken, wie die des Bundesfamilienministeriums von 2017, aus der hervorgeht, dass Frauen 52,4 Prozent mehr unbezahlte Familien- und Sorgearbeit leisten als Männer, und zwar bezogen auf den Gesamtdurchschnitt der Bevölkerung. Schaut die Statistikerin nur auf die Familien mit Kleinkindern, so erhöht sich die Zahl auf 110 Prozent oder täglich zweieinhalb Stunden. Schade, dass sie in der Steinzeit noch keine Statistiken hatten, dann wüssten wir, ob die Bilanz bei Familie Feuerstein eigentlich anders aussah. Ein zentraler Unterschied allerdings ist bekannt: Wilma und Fred

– besser gesagt die echten Steinzeitfrauen und -männer, nicht die nach dem Bild der US-Mittelschichtsfamilie gekneteten Filmfiguren – lebten erstens nicht in Kleinfamilien, sondern in Gruppen, zweitens unterschieden sie nicht zwischen Hausarbeit und Erwerbsarbeit beziehungsweise Produktion und Reproduktion. Den größten Teil des Tages ging es ums gemeinsame Überleben, und manchmal, wenn genug zu essen da war, blieb noch Zeit für Höhlenmalereien. Ob die von den Wilmas oder den Freds stammen, ob es manchmal Streit gab, weil eine Frau lieber Mammut jagen wollte als Babys stillen, lässt sich nur mutmaßen.

Fest steht aber: Das, was wir heute »Care« nennen, weil es ein umfassenderer Begriff ist als »kümmern« und auch weniger sperrig als »Sorgearbeit«, wurde zum Problem, als mit Manufakturen, Fabriken und Fabrikanten, die Profitmaximierung erfinden war. Dass man Geld nicht essen kann war ja schon immer klar, aber wer im Topf rühren muss, kann halt nicht gleichzeitig im Akkord Dinge herstellen. Wie tödlich es zugeht, wenn alle Menschen irgendwas im Akkord machen, ist in »Die

Lage der arbeitenden Klasse in England« weidlich beschrieben. Also war es überlebenswichtig, dass eine Gruppe von Menschen zumindest zeitweise von der Produktion von Lebensmitteln freigestellt war, damit sie sich um das Leben kümmern. Da es nun mal Frauen waren und sind, die gebären, boten sie sich gewissermaßen »von Natur aus« an. Mit irgendeiner Natur wird seitdem und bis heute versucht, der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung immer wieder neue unhinterfragbare Gründe zu verpassen – und zwar nicht nur in der Reproduktion, sondern auch in der Produktion. Früher waren es Muskel- oder Hirnmasse, Hormonzyklen oder sekundäre Geschlechtsmerkmale, die eine je nach Bedarf für eine Tätigkeit prädestinierten oder im Gegenteil völlig ungeeignet erscheinen ließen. Heute wird gerne – »amerikanische Wissenschaftler haben festgestellt« – auf die Gen- oder Hirnforschung verwiesen, um beispielsweise zu erklären, warum Frauen empathischer sind als Männer. Selbst positivistisch angelegte Studien allerdings ergeben, dass »die Gene« höchstens für zehn Prozent der jeweiligen als weiblich bezeichneten

Eigenschaften verantwortlich gemacht werden können. Der Rest ist Vorbild, Lernen, Tradition – also »was Gemachtes«.

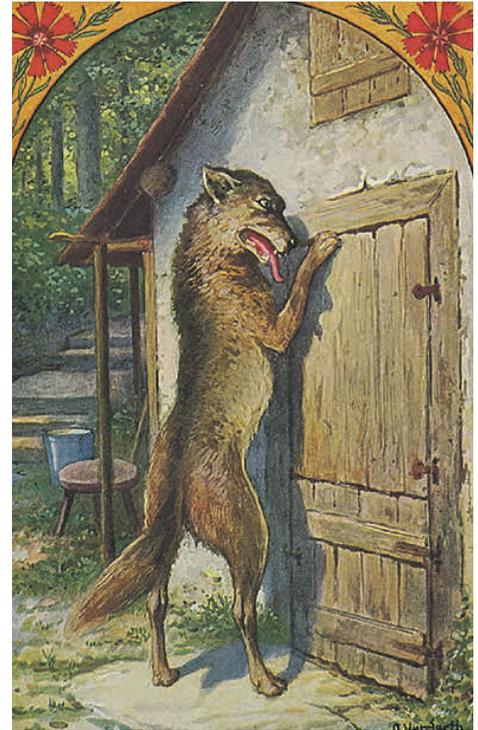
Spätestens hier kommt nun die Moral ins Spiel, jene Kraft, die dafür sorgt, dass »Zustimmung produziert wird zu einer Gesellschaftsordnung, in der die gemeinschaftliche Regelung der Produktion des Lebens fortgerückt ist in den Himmel von abstrakten Werten. Von dort kehrt sie als Tugend der Individuen zurück, als innere Haltung, welche die allgemeine Inkompetenz für die gemeinschaftliche Regelung des Lebens verklärt«. Das schrieb die marxistische Feministin Frigga Haug, nicht etwa als aktuellen Kommentar zum politischen Umgang mit der Covid-19-Krise, sondern bereits 1983 in einem Aufsatz mit dem Titel »Die Moral ist zweigeschlechtlich wie der Mensch«. Darin arbeitet sie heraus, dass »das Geschäft eine andere Bedeutung der Moral braucht als die Liebe«, und wie sich dies in jeweils männlich oder weiblich verstandenen unterschiedlichen Moralpraxen manifestiert. Diese schließen sich allerdings nicht wechselseitig aus oder führen dazu, dass Männer ▶

► beispielsweise Fürsorglichkeit unterdrücken, sondern sie funktionieren arbeitsteilig »als wechselseitige Unterstützung des Systems als Ganzem«.

Das ist besonders praktisch, weil das kapitalistische System ja permanent die Formen ändern muss, in denen Profite erwirtschaftet werden. Einen solche Veränderung, nämlich das Ende des Fordismus, beziehungsweise auf Westdeutschland bezogen der Ära der sozialen Marktwirtschaft, analysierte die Soziologin Claudia von Werlhof damals als »Hausfrauisierung« von Arbeit. Dieser Begriff nahm vieles vorweg, was später unter dem Begriff »Prekarisierung« gefasst werden sollte: Arbeit, die so entlohnt ist, dass sie die Kosten der Reproduktion kaum oder gar nicht mehr deckt, Flexibilisierung von Arbeitszeiten, Entsicherung von Beschäftigungsverhältnissen, Entwertung, Entsolidarisierung – kurz: fast alles, was uns heute als Neoliberalismus normal zu sein scheint. All das war nicht nur dank der Globalisierung der Arbeitsmärkte möglich. Sondern auch, weil Frauen aller gesellschaftlichen Schichten vermehrt erwerbstätig sein wollten und mussten. Mit ihnen kamen die ihnen zugeschriebenen moralischen Tugenden von Fürsorge über Fleiß, Hingabe, freundlichem Ertragen bis zur derzeit so gehypten Empathie und wurden zu einer Ressource. Die ließe sich ebenso profitträchtig ausbeuten wie in früheren Zeiten und an anderen Orten schon die flinken, weil kleineren Finger der Textilarbeiterin, Krabbenpulerin oder Programmiererin. Oder natürlich auch die harten Muskeln des Bergarbeiters, die breiteren Schultern des Automechanikers und die Konzentrationsfähigkeit des EDV-Ingenieurs. Bloß Letzteren würde der Boss eher nicht sagen: »Jungs, ihr geht eben einfach von Natur aus gerne in die Muckibude, bastelt an Autos rum oder daddelt am Computer. Kann ich gut gebrauchen, aber extra Kohle gibt es selbstverständlich nicht.« Vielmehr gilt noch immer: Nerd sein taugt zur männlichen Qualifikation, Empathie ist eine weibliche Tugend.

Denn auch die vollerwerbende Frau ist eben nicht nur kompatibel mit dem geschäftskonformen Leistungs-Moral-system, sondern hat weiterhin die alten, dem Leben verpflichteten, fürsorglichen Frauentugenden verinnerlicht. Die zerrn nicht nur an ihr, wenn nach und während der Arbeit geliebte Menschen versorgt werden sollen, sondern sie sind auch in der Lohnarbeit selbst jederzeit an- und abrufbar: »Ich schaff das einfach nicht ohne Sie, Frau Müller. Wer besorgt denn das Geschenk für den Kollegen? Kannst du heute länger bleiben, ich hab noch einen dringenden Termin.« Solche und ähnliche täglich weltweit wohl millionenfach gesprochenen Sätze sind keine Ausnahmen oder Stilfragen, sondern generieren handfeste Unternehmensprofite auf Kosten von Frauen. Besonders perfide zeigt sich das, nicht erst seit der Pandemie, im Care-Sektor. Dort, wo profitträchtige Effizienzsteigerung nur um den Preis eines Qualitätsverlustes möglich ist, werden »Care-Giverinnen permanent in ethische Dissonanz getrieben«, so beschreibt das feministische Autorinnenkollektiv des Schweizer Denknetzes die Folgen der Doppelmoral in einem Text von 2013.

Schon damals umfasste der Care-Sektor geschätzt rund 30 Prozent des gesamten bezahlten Arbeitsvolmens. Tendenz steigend, denn parallel wurde und wird ja weiter privatisiert, was vormals als sozialstaatliche Leistungen immerhin ein Versuch war, den gepriesenen »weiblichen Tugenden« auch als gesellschaftliche Verpflichtung nachzukommen. Folglich fehlt immer mehr Menschen sowohl die Zeit, um Care-Arbeiten selbst zu erbringen, als auch das Geld, um sie kaufen zu können und »dieser Doppelmechanismus wirkt sich negativ auf den individuellen Lebensstandard und den gesellschaftlichen Wohlstand aus«, wie nicht nur die Denknetz-Feministinnen bemerken. Empathie ist hier ebenso fehl am Platz wie individuelle Schuldgefühle, denn die herrschende Doppelmoral generiert systemrelevante Profite. Bessere Ideen gibt es längst, deren Durchsetzung drängt.



Von Milliardären und findigen Unternehmern

Die Idee, die Reichen hätten ihren Reichtum verdient, ist schon alt und war noch nie richtig

SABINE NUSS

Regelmäßig listen Medien die reichsten Menschen der Welt auf. So auch vor einigen Wochen die »FAZ«. In ihrer Liste fanden sich an der Spitze Elon Musk (Vermögen 183 Milliarden Dollar), Jeff Bezos (182 Milliarden) und Bernard Arnault (146 Milliarden). Zusätzlich wurden die Leser über drei Dinge informiert: die Nationalität des Milliardärs, seine Branche und ob er sein Vermögen bloß geerbt oder »selbst erarbeitet« hat. Die Logik: Was nicht geerbt ist, ist wohl selbst erarbeitet – und damit wohlverdient. Reproduziert wird damit die Annahme, den Reichen stehe ihr Reichtum auch zu, außer im Erbfall: »Der größte Teil des Vermögens in Deutschland wurde nicht durch der eigenen Hände Arbeit, sondern durch Erbschaften erzielt«, kritisiert Marcel Fratzscher, Chef des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW).

Die Idee, die Reichen hätten ihren Reichtum mit harter Arbeit verdient, hat Tradition. Ihr Vater war der englische Philosoph John Locke, ein Mann, der mitten in der historischen, nicht ganz friedvollen Entstehung von Privateigentum gelebt hat. Zu seiner Zeit bedurfte individuelles Eigentum noch der Rechtfertigung. Denn eigentlich, so das damals akzeptierte Naturrecht, habe Gott die Erde den Menschen zur gemeinsamen Verfügung gegeben, eine individuelle Aneignung war daher nicht vorgesehen. Dagegen hielt Locke: Es ist die eigene Arbeit, die das Recht auf Eigentum begründet. Zur exklusiven Verfügung aneignen darf man die Früchte der eigenen Arbeit, weil der Körper einem selbst gehört: Pflücke ich den Apfel von einem Baum, vermische ich physisch die Natur mit meiner Körperkraft. Was immer also der Mensch, so Locke, »dem Zustand entrickt, den die Natur vorgesehen und in dem sie es belassen hat, hat er mit seiner Arbeit gemischt und ihm etwas eigenes hinzugefügt. Er hat es somit zu seinem Eigentum gemacht.«

Unter der Arbeit des Eigentümers verstand Locke, ganz Kind seiner Zeit, auch die Arbeit

anderer. »Das Gras, das mein Pferd gefressen, der Torf, den mein Knecht gestochen, und das Erz, das ich an irgendeiner Stelle gegraben, [...] wird auf diese Wiese mein Eigentum ohne die Anweisung oder die Zustimmung irgendjemandes«, schrieb er. Damit schlug er Pferd und Knecht der Person des Eigentümers zu und rechtfertigte die private Aneignung mit einem als natürlich vorausgesetzten Herrschaftsverhältnis: mein Pferd, mein Knecht. Auch wenn die Leibeigenschaft inzwischen abgeschafft ist, so gilt es bis heute den »Arbeitgebern« als selbstverständlich, dass ihnen die Produkte der Arbeit »ihrer« Beschäftigten gehören.

Mit seiner Theorie schaffte Locke einen Doppelschlag: Er legitimierte das moderne Eigentum und führte dieses gleichzeitig auf die Leistung des Eigentümers zurück. Aus seiner trickreichen Konstruktion resultiert bis heute die Annahme, der Mensch werde nur dann tätig, wenn er die Früchte seiner Arbeit sein Eigen nennen darf. Geboren war damit die sogenannte Anreiztheorie individuellen Eigentums.

Lockes Theorie führt heutzutage zum einen zur zuweilen hemmungslosen Feier erfolgreicher »Unternehmerpersönlichkeiten«, deren Reichtum auf ihren herausragenden Fähigkeiten beruhen soll. Dieser Personenkult animiert das Publikum zur Frage »Wie hat der das bloß gemacht?«. »Die Musk-Methode«, titelte jüngst das »Manager-Magazin«. Zum anderen dient die Anreiztheorie der Feier des Kapitalismus. Dass er eigene Anstrengung mit Einkommen und Vermögen belohnt, gilt als seine Stärke – und als die entscheidende Schwäche des Realsozialismus. »1. Ich leiste was, 2. Ich leiste mir was«, stand 1981 in großen Lettern auf einem Plakat, das die Sozialistische Einheitspartei der DDR zu ihrem 10. Parteitag in Druck gegeben hatte. Es war ein Aufruf an die Werk tätigen. Man wollte in ihrem »Denken und Handeln« durchsetzen, dass die »Leistungskraft« jedes Einzelnen die der ganzen Gesellschaft ausmacht. Geholfen hat es nicht. Acht Jahre später fiel die Mauer.

Schuld am Scheitern der sozialistischen Planwirtschaft, so die herrschende Lesart,

war die Verfassung des Eigentums: Wo die Produktionsmittel dem Staat gehören, da helfen auch Parteipelle nichts. Es fehlt der individuelle Anreiz zur Leistung – »ohne Preis kein Fleiß«. So liest sich die Ideologie der Ordnung, die auf Privateigentum ruht, fast wie ein cleverer Schachzug: Garantiert man den Menschen die Früchte ihrer Arbeit, gibt man ihrem nutzenmaximierenden Egoismus Raum, so entfaltet sich die Motivation von ganz alleine. Davon profitiert am Ende die ganze Gesellschaft. Und in der Tat: Während im Sozialismus eine umfangreiche Belohnungsstruktur die Werk tätigen zur Arbeit motivieren sollte – »Strafe der Besten«, »Aktivist der sozialistischen Arbeit«, Orden, Medaillen, Urkunden und dergleichen –, erledigt die Marktwirtschaft das quasi im Vorbeigehen. Es scheint die effizientere Variante.

Besser als in die Werkhallen der VEB scheint das SED-Plakat in die Vorstandsbüros der heutigen Vermögensmillionäre zu passen. Die 1,5 Prozent reichsten Menschen in Deutschland sind im Wesentlichen Eigentümer von Unternehmen und Immobilien. Und haben sie es nicht verdient? Eine Studie des DIW rechnete jüngst vor, dass Vermögensmillionäre im Schnitt 46,9 Stunden die Woche arbeiten, 10,5 Stunden mehr als die, die sich in der unteren Hälfte der Vermögensverteilung tummeln. Der Schluss liegt nahe: Die Millionäre können sich was leisten, weil sie was leisten. Aber wer würde schon unumwunden dem Umkehrschluss zustimmen? Jene, die sich nichts leisten können, leisten nichts? Die Alltagserfahrung bricht sich an der Lesart, dass es die eigene Arbeit sei, die Eigentum begründet.

Dennoch hält sich der Glaube hartnäckig. In der Wohnungsnot bestehen die Vermieter:innen von Immobilien darauf, ihr hart erarbeitetes Eigentum zu Geld machen zu dürfen, zur eigenen Altersvorsorge oder zur Steigerung des angelegten Kapitals. In der Pandemie werden die Profite der Impfstoffhersteller verteidigt: Ohne ihren Einsatz keine Rettung. Ökonomisch klingt das so: Ohne Kapitalinvestition – Kapital, das wohlgerne erarbeitet